

Inhalt

I. DIE STADT ALS SOZIALER UND POLITISCHER RAUM – HERAUSFORDERUNGEN FÜR DAS STADTMUSEUM DER ZUKUNFT

Die Stadt und ihr Gedächtnis – Standortbestimmung

Franziska Nentwig | 9

Wem gehört die Stadt?

Für eine Re-Politisierung der Stadtgeschichte

Wolfgang Kaschuba | 17

Zur gesellschaftlichen Legitimität von Museen.

Stephen E. Weils Beitrag zur Debatte

Volker Kirchberg | 27

Zwischen Geld und guten Worten –

politische Verantwortung für stadtgeschichtliche Museen

Alice Ströver | 45

Was macht Stadtmuseen attraktiv für die kulturelle und politische Bildung?

Thomas Krüger | 51

Interkulturelle Öffnung der Museen ist mehr als Pädagogik!

Günter Piening | 57

II. SAMMLUNGSHORT, BÜRGER-FORUM ODER ERLEBNISORT?

Die Dynamisierung des Stillgestellten.

Sechs Bemerkungen zu einem neuen Trend, der das Stadtmuseum erfasst hat

Gottfried Korff | 67

Stadtmuseen und »Social Inclusion«.

Die Positionierung des Stadtmuseums aus der »New Museology«

Léontine Meijer-van Mensch | 81

**Geschichte, Gefühle, Museen oder
braucht das Stadtmuseum einen »emotional turn«?**

Anne Schmidt | 93

III. INSZENIERUNG DER ERINNERUNG

**Welche Geschichte soll die Stadt
wo und wie lesbar machen?**

Ruedi Baur | 103

**Die Zukunft der (Stadt-)Museen
als kulturgeschichtliches Format**

Uwe Brückner | 111

WerkStadt stattMUSEUM/Infragestellen - Ausstellen

Martin Kohlbauer | 145

EPILOG

Welches Stadtmuseum braucht die Stadt? - Positionen!

Claudia Gemmeke | 157

Autorinnen und Autoren | 165

Die Stadt und ihr Gedächtnis – Standortbestimmung

FRANZISKA NENTWIG

Die Stiftung Stadtmuseum Berlin arbeitet an einer Neupositionierung. Im fachlichen Kontakt mit den Kolleginnen und Kollegen aus anderen Stadtmuseen wurde deutlich, dass sich die Gruppe der Stadtmuseen insgesamt stark in Bewegung befindet und dabei das jeweilige Ringen um mehr Besucher und öffentliche Aufmerksamkeit letztlich immer wieder auf bestimmte Basisfragen zurückführt. Unabhängig von ihrer Größe oder ihrer Lage in kleinen Städten oder Metropolen stehen Stadtmuseen vor drängenden Fragen, zu denen wir uns zwar alle individuell positionieren und die wir auf unterschiedlichen Wegen lösen müssen, die in der Sache aber gemeinsamer Natur sind.

Wie gestalten wir die Zukunft unserer Stadtmuseen in einem sich beschleunigt verändernden, städtischen Umfeld? Wie ziehen wir Menschen unterschiedlicher Herkunft, Bildung und unterschiedlichen Alters als Besucher an – Menschen, die sich gerade in Städten permanenten Veränderungsprozessen stellen und sich dazu verhalten müssen?

Daraus erwachsen Folgefragen nach dem Sinn, der Funktion und dem Nutzen, den Stadtmuseen heute haben. Was sollen sie auf welche Weise leisten, und welche Erwartungen richtet man an sie? Wie können sie eingelöst werden? Welche Voraussetzungen und Rahmenbedingungen sind zu schaffen – was ist von Seiten der Museen zu leisten, was von den Kommunen oder den zumeist öffentlichen Trägern?

Ziel ist es, dazu Aussagen zu formulieren, indem aus wechselnden Perspektiven Fachleute aus verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen und der Politik ihre Sicht der Dinge darlegen. Bewusst ist die Außensicht der Experten auf die Institution Stadtmuseum gewählt. Die Impulse aus der Ethnologie, Soziologie, Bildung, Politik, Museologie und Gestaltung sollen uns fachliche Hilfestellung leisten für folgende Debatten der Museumsleute und

weiterführende Veranstaltungen, z.B. mit Lehrern, Schülern, Studenten und Museumsbesuchern.

*Abbildung 1: Stadtmuseum Berlin: Märkisches Museum
(Foto: michael setzpfand, berlin)*



Berlin im Licht, Märkisches Museum, 23 Juni 2008

DIE AUSGANGSLAGE – EINE KLEINE SELBSTVORSTELLUNG

Ein kurzer Exkurs sei erlaubt, um die Spezifika des Stadtmuseums Berlin darzustellen. Die Stiftung Stadtmuseum Berlin wurde 1995 gegründet. Sie ist in gewisser Weise ein museumspolitischer Spiegel der durch die Teilung der Stadt zerklüfteten stadtgeschichtlichen Museumslandschaft. Im Zuge der Neuordnung in der Nachwendezeit wurden in ihr als Hauptkerne das im Osten befindliche Märkische Museum und das im Westen gelegene, als stadtgeschichtliche Pendant entstandene Berlin-Museum mit Mitarbeitern und Sammlungsbeständen zusammengeführt. Ergänzt wurde das Konglomerat durch eine größere Anzahl kleiner und kleinster Museumsstandorte. Dieses expansiv angelegte und thematisch stark disparate Konstrukt konnte die gewünschte Präsenz und Ausstrahlung nicht erlangen. Deshalb wurde kulturpolitisch ein neuer Weg eingeschlagen, an dessen Umsetzung wir gemeinsam mit dem Land Berlin arbeiten.

Unter Reduktion unserer Standorte konzentrieren wir uns als Landesmuseum für Kultur und Geschichte Berlins räumlich künftig auf die innere Mitte der Stadt. In direkter Nachbarschaft zum Märkischen Museum erhalten wir einen Museumsneubau im sogenannten Marinehaus. Beide Häuser bilden künftig den Sitz der Stiftung Stadtmuseum. Sie sind inhaltlich und funk-

tionell miteinander verbunden, nicht zuletzt durch eine gemeinsame neue Dauerausstellung, ergänzt durch Sonderausstellungsflächen im Neubau. Von diesem neuen Herz aus wird auch die Museumsarbeit im Ausstellungshaus Ephraim-Palais, im Museum Nikolaikirche und im kleinen, der Biedermeierzeit gewidmeten Knoblauchhaus geleistet, sie alle sind im Nikolaiviertel gelegen. Das Land Berlin unterstützt dieses Vorhaben finanziell und programmatisch.

INSTITUTIONSLANDSCHAFT

Mit den gleichen Fragen, die wir uns bei diesem ganzen Arbeitsprozess stellen – »wo stehen wir?« und »wo wollen wir hin?« –, beschäftigen sich auch die Kollegen in anderen Häusern. Als Vorreiter gelten dabei die Stadtmuseen, die sich gerade in Gründung befinden. Sie müssen gewissermaßen »aus dem Stand« die Akzeptanz der Öffentlichkeit gewinnen. Sie verfügen zumeist nur über kleine Sammlungen, d.h. Umfang und Wertigkeit einer Sammlung können von vorneherein nicht das alleinige Erfolgskriterium bilden. Hingegen ist die Frage, was denn zukünftig gesammelt werden soll, nicht nur für Neugründungen, sondern für uns alle von entscheidender Bedeutung.

Wichtige Partner in der Diskussion um Stadtmuseen sind der Deutsche Museumsbund und dessen Fachgruppen, die Museumsverbände auf Landesebene, die Beratungsstellen und natürlich diverse Wissenschaftsinstitutionen. Es sei in diesem Zusammenhang auch darauf verwiesen, dass sich innerhalb von ICOM im Jahr 2005 als jüngste Untergruppe ein »Internationales Komitee für die Sammlungen und Tätigkeiten der stadtspezifischen Museen«, CAMOC genannt, konstituiert hat.

Und dennoch: Ich darf hier aus einer E-Mail von Uwe Brückner zitieren. Ihn überrasche die Resonanz im Vorfeld auf die Tagungsveranstaltung überhaupt nicht. »Das Bedürfnis, Perspektiven + Strategien für lokale und regionale Museen zu diskutieren, ist riesig.«

PROBLEMFELDER FÜR STADTMUSEEN

Strategien und Perspektiven bedürfen einer Basis. Lassen Sie uns im Vorfeld der Referate die wichtigsten, unser heutiges Umfeld bestimmenden Koordinaten rekapitulieren:

Zu Beginn etwas *Statistik*: Die Museen mit volkswissenschaftlichem, heimatkundlichem oder regionalgeschichtlichem Sammlungsschwerpunkt stellen mit ca. 45 % die zahlenmäßig stärkste Museumsgruppe in Deutschland, sie generieren aber nur weniger als 15 % der Gesamtbesucherzahl. Wie kommt es, dass

in der öffentlichen Wahrnehmung – also bei Museumsbesuchern, Sponsoren, Mäzenen – und gern auch im Feld der Politik – Kunstmuseen ganz oben im Ranking stehen? Kulturhistorische Groß- oder Landesausstellungen finden steigende Publikumszahlen. Auch Naturkundemuseen holen in der Besucher-gunst stark auf – vielleicht weil sie sich mehr globalen Basisfragen widmen, die uns alle direkt betreffen? Andererseits: Die Stadt an sich, über die sich unsere Museumsart ja definiert, ist heute voll von existentiellen Problemstellungen. In der Stadt wird alles diskutiert, was unsere Gegenwart und Zukunft bestimmt.

Was macht unsere Arbeit denn so schwierig und verweist uns gegenüber Kunstmuseen in der gefühlten Attraktivitätsskala zurzeit eher in hintere Ränge?

Wir sind in der überwiegenden Anzahl aus einer engagierten Bürgerschaft hervorgegangen, die sich Ausgang des 19. Jahrhunderts ihrer neuen Macht und ökonomischen Bedeutung sehr bewusst war. Auch – aber nicht nur – aus Repräsentationsbedürfnis hat sie gesammelt und wollte schützen, was ihr wertvoll erschien. Nicht umsonst reichen unsere formellen Sammlungsstrukturen – in und mit denen wir heute sehr oft noch arbeiten – weit in die Vergangenheit zurück. Aber wie ist das heute? Was sammeln wir heute in der Gegenwart für die Präsentationen der Zukunft? Was ist heute das Äquivalent für den Begriff »wertvoll« unserer bürgerlichen Gründerväter? Ein kurzes Beispiel: Wir konnten kürzlich mit Hilfe des Landes Berlin ein bedeutsames Konvolut stadthistorisch wichtiger und zugleich kunsthistorisch hochinteressanter Unikate erwerben, die dazu noch eine außergewöhnliche Übermittlungsgeschichte haben. Ein wunderbares Ölgemälde eines langjährigen Berliner Stadtoberhaupts und eine dazugehörige Prunkurkunde zum 25. Dienstjubiläum. Abgesehen davon, dass heute keiner mehr 25 Jahre lang Regierender Bürgermeister sein kann – was bleibt an attraktiven, auratischen Sachzeugnissen politischer Geschichte in der Gegenwart, die es für die zukünftigen Generationen aufzubewahren lohnt?

Wir sagen immer wieder, wir definieren uns über die Stadt, welche Stadt aber ist gemeint?

Die Stadt, wie sie früher bestimmend für die Bürgergesellschaft war und von ihr geprägt und gelebt wurde, die »Idee der Europäischen Stadt« also, wie sie Wolfgang Kaschuba bezeichnet, ist nach seiner Einschätzung am Ende. Ihr bürgerschaftlicher Kern ist im Verschwinden begriffen, damit aber auch – ich zitiere – »dessen normatives Wir«. Die Arbeit der Stadtmuseen ist aber im Grundsatz bis heute darauf gerichtet – auf dieses Betonen des »Wir« – durch das Vergewissern einer gemeinsamen Vergangenheit. Wer ist in einer Stadt wie Berlin heute »wir«? Was sollten wir wem vergewissern?

Alle Stadtmuseen definieren sich auch über den Wunsch oder die Behauptung, Identität schaffen oder stiften zu wollen. Welche Identität – zum Beispiel in Stuttgart mit einer Bevölkerung, die heute zu 40 % aus Menschen mit mul-

tionalem Migrationshintergrund besteht? Sich mit etwas zu identifizieren bedeutet zugleich auch, sich von etwas anderem abzugrenzen – wovon?

Stadtmuseen haben einen Bildungsauftrag. Man spricht gerade in Großstädten heute völlig selbstverständlich von bildungsfernen Schichten und sozialen Problemvierteln, gerade in Berlin häuft sich deren Zahl. Wie fremd muss diesen Menschen das Museum an sich schon sein, wenn die klassischen Bildungsträger an diese Klientel offensichtlich nicht herankommen oder zumindest nicht mehr nachhaltig einwirken können?

Wie soll deshalb künftig unser Bildungsauftrag beschaffen sein, wenn es – nach obiger These – das sogenannte Bildungsbürgertum als Gesellschaftskern und Übermittler von Traditionen langfristig nicht mehr geben sollte? Müssen wir künftig nach sozialer Dringlichkeit »bilden« und ein Stück weit die Arbeit von Schulen und Sozialträgern entlasten? Wir, wie eine Reihe anderer Berliner Museen in Landsträgerschaft, sind ganz konkret dazu aufgefordert, außerschulische Bildungsangebote zu entwickeln. Vor zwei Jahren hätte uns das völlig unvorbereitet getroffen, denn wir hatten noch gar keine hauseigenen museumspädagogischen Kapazitäten. Wir gehen nun diesen Weg in Partnerschaft mit Schulen. Aber: Es kann bei allen Bemühungen im Verhältnis zur Notwendigkeit in der Masse nur begrenzte Wirksamkeit haben.

Museen haben die Aufgabe, einen Beitrag zu einer zukunftsorientierten Allgemeinbildung zu leisten. Nach Wolfgang Klafki heißt das, »ein geschichtlich vermitteltes Bewusstsein von zentralen Problemen der Gegenwart und [...] der Zukunft« zu entwickeln. Daher geht es bei dem Bildungsauftrag der Stadtmuseen nicht nur um die Vermittlung von Geschichte oder Stadtgeschichte, sondern es muss auch um gegenwärtige und zukünftige Schlüsselprobleme unserer Gesellschaft gehen.

Wie gelingt uns das? Wie sollten wir die Menschen ansprechen? Wie können wir Reflexionsprozesse anstoßen?

Wir betonen bis heute – und keinesfalls zu Unrecht – immer wieder unsere »exklusive Beziehung « zum Original. Am Objekt oder Dokument entlang wurde und wird Ereignisgeschichte erzählt. Aber auch die Welt der Objekte verändert sich dramatisch. Sie virtualisiert sich zunehmend. Stadtgeschichte nachzuvollziehen heißt, auch Kommunikationsprozesse zu verfolgen. Früher gab es Briefe, persönliche Notizen, die man sammeln konnte. Wie damit umgehen, dass sich Geschichte und ihre Abläufe heute im Zeitalter von Internet, E-Mail und Twittern häufig gar nicht mehr zwangsläufig im Objekt mit Aura materialisiert?

Wie gehen wir mit den Parallelwelten – sprich: second life – um?

Der Einsatz von Internet und Virtualität in Stadtmuseen ist unbestritten. Es bleiben aber doch viele Fragen. Die »Galerie Alte Meister« der Staatl. Kunstsammlungen Dresden hat ein Experiment gewagt und ist als einzige seit Mai 2007 im Netz komplett gedoubelt. Im ersten Jahr hatte man 40.000 Besucher.

Davon waren 86 % unter 45 Jahre alt! Die begleitende Studie schließt aber auch mit dem Fazit, dass derzeit nicht erwiesen werden kann, ob dies wirklich in einem Besuch in der realen Galerie mündet. Die meisten Stadtmuseen sind zum Erzielen von Einnahmen gezwungen, um ihre Arbeit leisten zu können. Wir brauchen also den Echtzeitbesucher.

Könnte für uns eine Chance darin bestehen, ausgehend von den eigenen Sammlungen und den jeweils gewählten Erzählsträngen, bewusste Brücken zu bauen, indem unsere museale Objektwelt vom physischen Ort Museum aus mit weiterführenden virtuellen Informationen via Internet verknüpft wird? Dies wäre im Sinne einer Serviceleistung für die Öffentlichkeit. Aber wer kann den damit verbundenen Aufwand leisten?

Und da sind wir bei den Voraussetzungen, die wir für unsere Arbeit benötigen.

Stadtmuseen könnten sehr viel mehr leisten: an aktuellen Fragestellungen und Stadtdiskussionen teilnehmen, mit ihren Beständen Entscheidungsgrundlagen zuarbeiten, z.B. bei Stadtentwicklungsfragen. Sie können auch bei der Einbindung der Einwohner im Sinne der von der New Museology so sehr geforderten »Social Inclusion« unterstützend tätig sein. Aber, dann muss man Stadtmuseen hinsichtlich ihrer Ressourcen in den Stand setzen zu agieren und zu partizipieren. Von Mittelknappheit für die inhaltliche Arbeit sind die meisten Häuser betroffen. Personaltabaus sind in der Regel zu knapp und entsprechen in ihrer Ausrichtung häufig nicht dem, was neu in der gesellschaftlichen Debatte zu bearbeiten ist. Abhängigkeiten von Sponsoren oder aufgelegten Förderprogrammen, bei denen man vieles darf, nur nicht Personalkosten oder Aufgaben mit institutionellem Anschein beantragen, verengen zusätzlich den Spielraum.

Und dennoch: Stadtmuseen haben eine Riesenchance!

Kennzeichnend für die heutige Stadt, zumal die Großstadt, ist beschleunigter Wandel. »Das Nationale« und »Der Staat« als Kategorien verlieren heute in der globalen Welt an Bedeutung. Das eigentliche Kontinuum, dessen Einfluss im Gegensatz dazu wächst, ist das Prinzip der Stadt. Die für mich berührendste Stadtdefinition – zumal für Berlin – kommt wiederum von Wolfgang Kaschuba. Er nennt es »nachhaltiger sozialer und kultureller Spannungszustand«.

Die Zukunft wird in den Städten gemacht. Hier, nicht auf dem Land, wird alles Relevante für unser Leben verhandelt. Stadtmuseen könnten Verhandlungspartner, auch Mediatoren, sein, die diesen Wandel vermitteln und unter deren Mitwirkung Zukunft erörtert werden kann, eben weil sie den Bezug mit der Vergangenheit herstellen können. Wir, die Stadtmuseen, sind das Gedächtnis der Stadt. Uns gibt es noch, weil wir immer gut herleiten konnten, woher wir kommen. Die Fragen »wo stehen wir gerade?« und »Wie sieht die Zukunft in unseren Städten?« aus könnten wir zukünftig mehr in den Blick nehmen. Und wenn es auch das frühere große »Wir« der Stadtgemeinschaft vielleicht bald nicht mehr gibt, so können wir Gemeinschaftserlebnisse schaffen und vielleicht

dadurch Identität zwischen Mensch und Ort neu herstellen und den Laborcharakter der Stadt im Sinne einer Brennglassicht verdeutlichen. Im Stadtmuseum könnten vielleicht Alteingesessenes und Fremdes versöhnt werden oder zumindest besser voneinander wissen.

Welche Wege man dazu gehen kann, dass wir als individuelle Visitenkarten unserer jeweiligen Stadt besser wahrgenommen werden, wie man das inhaltlich und gestalterisch umsetzt, das beschäftigt uns alle.